

Aus Maris-Stella.

beitschürzen umgebunden, trugen die Ärmel umgestülpt und hatten farbige Bändchen im Haar. Sie sangen zusammen mit glockenheller Stimme, schwagten und klatschten, und ahmten dabei in rhythmischem Takt alle Bewegungen beim Waschen und Ausringen der Kleidungsstücke nach.

Drauf kamen die Buben an die Reihe, sie trugen bunte Fähnchen, spielten Soldaten und sangen dabei auf Englisch und Kaffrisch, daß es eine Art hatte; dergleichen fanden ihre Turnübungen und das neueingübte Exerzieren mit den vielen Fähnchen — jeder Knabe trug deren zwei — vielen Anklang. Den Schluß bildete, englischer Sitte gemäß, die bekannte Königshymne: „God save the king!“ Alles war entzückt über den schönen Verlauf dieses einzigartigen Familienfestes.

So, nun habe ich die ganze Feier wahrheitsgetreu geschildert. Beinahe wäre ich zuguterlegt um mein Manuskript gekommen. Ich hatte es auf einen Stuhl im Gartenhäuschen liegen lassen, als mich die Glocke ins Refektorium rief. Doch was fand ich, als ich nach einem halben Stündchen wiederkehrte? Alle Blätter lagen lose am Boden zerstreut, einige waren sogar zerrissen, und namentlich die schöne, von Schwester Philippine vorgelesene Jubiläumsadresse war übel zugerichtet. Das hatte Hansi getan, der lose, schwarze Junge. Er ist aber auch arg verwöhnt worden von seinem Lehrmeister, dem Bruder Archangelus, bei dem er viele Stunden in der Werkstätte sitzt. Von einer ordentlichen Zurechtweisung des zu allen schlimmen Streichen aufgelegten Burschen habe ich noch selten etwas gehört. Sieh, dort sitzt er, der lose Schelm! Noch hat er einen Fegen vom zerrissenen Manuskript im Schnabel, und dabei sieht er mich so fest und trotzig an und zeigt auch keine Spur von einer Reue! —

Was tun? Ich rette einfach, was zu retten ist, lese sorgfältig alle Blätter und Fegen vom Boden auf und juche wieder einigermaßen Ordnung ins Ganze zu bringen.

Wenn daher der gestrenge Leser zu viele Lücken und einen kleinen Durcheinander in diesem „Festartikel“ findet, so möge er gütige Nachsicht walten lassen. Ich bin unschuldig; die ganze Schuld trifft vielmehr Hansi, die rabenschwarze, arg verzogene Krähc, vor deren Schnabel und Krallen rein nichts im Hause sicher ist.

Aus Maris-Stella.

Vom Hochw. P. Leonhard Siller, R. M. M.

Am 3. Februar 1912. — Dank der edelmütigen Gesinnung und Opferliebe einer unserer Wohltäterinnen, die schon früher unserer Missionsstation zwei schöne Glocken geschenkt hatte, soll nun Maris-Stella in Bälde für die neuerbaute Kirche auch einen neuen Hochaltar erhalten. Gegenwärtig, da ich diese Zeilen schreibe, habe ich zwar von demselben nur eine Photographie in Händen, allein ich hoffe, daß die heißersehnte Spende in absehbarer Zeit glücklich hier eintreffen wird.

Ein neuer Hochaltar! Wie werden unsere schwarzen Christen und Katechumenen staunen und jubeln, wenn sie ihn zum erstenmal in der Missionskirche erblicken werden! Ich werde ihnen dann aber auch gleich sagen, wem sie denselben zu verdanken haben und bin überzeugt, sie werden tiefgerührt ihre schwarzbraunen Hände zum Gebet falten und aus innerstem Herzensgrunde beten für die gute, edle Wohltäterin, drüben überm großen Ozean.

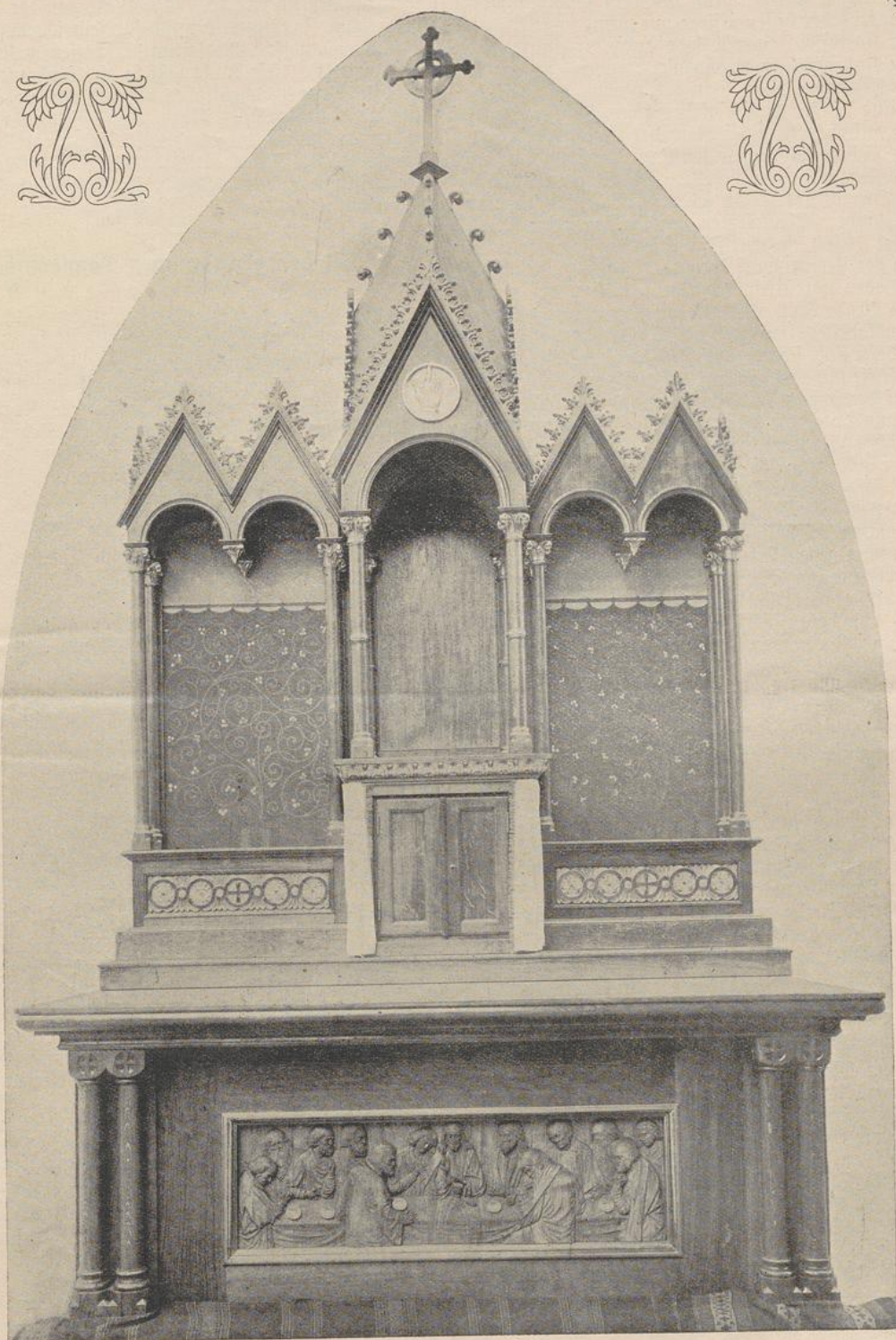
Mit diesen Neuchristen werden aber auch unsere guten Brüder und Missionschwestern sich freuen, und nicht

in letzter Linie, ich gestehe es offen, ich selbst; findet doch der arme Missionär den besten Helfer, Freund und Tröster immer im Tabernakel. Nicht umsonst betet er Tag für Tag beim heiligen Mesopfer: „Ich will hintreten zum Altare Gottes, zu Gott, der meine Jugend erfreut.“ Ja, wir freuen uns, freuen uns namentlich des lieben Heilandes wegen, der nun endlich bei uns eine würdige Wohnung bekommen soll. Ach, wie arm sah es doch jahrelang in unserm Missionskirchlein aus! Der Altar bestand aus einer einfachen Holzkiste, und dem primitiven Käftchen, das als Tabernakel dienen mußte, fehlte sogar der Anstrich. Doch das soll nun gottlob alles anders werden! Wenn ich einerseits auch mit Schmerzen daran denken muß, daß der Heiland vergebens an so mancher Herzenstüre klopft und um Einlaß bittet, so kann ich doch andererseits, wenn er gleichsam als müder Wanderer zu uns kommt, mit Abraham zu ihm sagen: „Herr, kehre ein in unserm Zelt und weile fortan in unserer Mitte als lieber Gast und als geistiger Mittelpunkt unserer ganzen Missionsgemeinde!“

O welchen Dank schulden wir der edlen Wohltäterin, die uns den neuen Altar geschenkt! Ich danke ihr im Namen aller weißen und schwarzen Insassen von Maris-Stella und rufe ihr ein herzinniges, tausendfaches „Vergelt's Gott“ zu. Gottes überreicher Lohn wird da übrigens von selber kommen. Wenn der Herr bei seiner Himmelfahrt zu uns allen sprach: ich gehe hin, euch eine Wohnung zu bereiten, so gilt dies Wort doch ganz vorzüglich jenen, die es als Ehrenpflicht erachteten, ihm selbst im Tabernakel eine würdige Wohnung zu bereiten; und wenn er am jüngsten Tage zu all jenen, die Gott zuliebe einen fremden Wandersmann beherbergt, sagen wird: „Kommet, ihr Gesegneten meines Vaters, und besitzet das Reich, das euch bereitet ist vom Anbeginn der Zeiten her, denn ich war ein Fremdling, und ihr habt mich beherbergt, so wird auch dieses Wort in erster Linie auf jene Anwendung finden, die ihm im Hause Gottes eine seiner Größe und Liebe einigermaßen würdige Herberge zu bereiten suchten.

Ich habe, wie gesagt, den neuen Altar noch nicht gesehen, sondern bloß die Photographie, und nach dieser zu urteilen, ist er recht würdig und schön. Dennoch aber hätte mich beinahe die Versuchung angewandelt, auch noch um ein paar Reliefbilder, etwa das Opfer Abrahams und Melchisedechs, oder die Geburt Christi und die Anbetung der heiligen drei Könige darstellend, zu bitten, nicht etwa, als ob der Altar uns nicht genüge, im Gegenteil, er übertrifft ja all unsern Erwartungen, sondern weil eben rechts und links in den beiden Nischen neben dem Expositionsthronus, wo gegenwärtig kleine Vorhänge hineingemalt sind, so ein passender Platz dafür wäre, und namentlich, weil die Schwarzen gar zu sehr an den Bildern hängen. Stundenlang können sie davor stehen und sinnen und betrachten. Für diese einfachen, schlachten Leuten, die so sehr am Außeren hängen, ist ein gutes Bild, zumal eines mit schönen lebhaften Farben, eine zündende, stummberedte Predigt, die jedesmal aufs neue zu ihnen spricht, so oft sie es zu Gesicht bekommen.

Uebrigens ist unsere Kirche und unsere ganze Missionsstation so arm, daß ich noch um viel Dringenderes zu bitten hätte; fehlt es eigentlich doch noch an allem. Da ist weder ein Seitenaltären, noch Kanzel, noch Beichtstuhl, noch eine ordentliche Kirchenbank, und auch bezüglich der Paramente haben wir nur das Allernotwendigste. Maris-Stella ist eine arme Station. Voriges Jahr raubte uns die Zedenpest all unser Vieh.



Geschenk einer Würzburger Dame.
für die Missionsstation Maris-Stella.

Infolgedessen gibt es hier keine Milch, geschweige denn Butter oder Käse. Auch die Landwirtschaft liefert nur einen geringen Ertrag, denn auf dem sandigen Boden läßt sich trotz der besten Pflege nur wenig erzielen; nicht einmal Kartoffel kommen hier durch. Unsere Wohnungen sind ärmliche Blechhäuser, innen mit einem Bretterverschlag. Man kann sich denken, wie heiß dieselben sind bei der großen afrikanischen Sonnenhitze, wie sie namentlich hier, in der Nähe der Küste, herrscht.

Die Schule und unsere sonstigen Gebäude sind arme Lehmhütten, mit Gras bedeckt. Die Schule ist auf beiden Seiten verankert, da jeder starke Wind sie umzuwerfen droht. Beim letzten starken Regen im Oktober v. J. hat sie sich um zwei Fuß gesenkt, und an zwei Seiten fiel der Lehmwurf herunter. Gegenwärtig ist zwar der Schaden notdürftig repariert, allein der nächste größere Regen kann alles wieder wegwaschen. Die alte Missionskapelle dient jetzt als Schlafraum. Nach der einen Seite ging sie um zwei Fuß aus dem Winkel, weshalb wir sie mit drei großen Baumstämmen stützen mußten, auf der andern fiel ein großer Teil der Wand ein, sodaß nun durch die Löcher unsere Hühner und Enten gemütllich aus- und einspazieren. Die Fenster kann man gar nicht mehr schließen, weil alles aus dem Winkel ist; sie sind übrigens auch kaum mehr notwendig, da durch die vielen Löcher im Dach Licht und Luft genug hereinkommt. Mehllich sieht es in den Stallungen und in meinem eigenen Lehmhäuschen aus; da fehlt es auch an allem, nur für die Ventilation ist genügend gesorgt. Oben auf dem Berg steht ein runder Kraal, der auch uns gehört. Wir haben ihn seit zwei Jahren mit Draht umzogen und Bretter untergelegt, damit er nicht auseinanderfällt. Stellenweise kann man mit der ganzen Hand durch die Wände fahren, so zerrissen und zerklüftet sind sie.

Wahrlich, da kann man erfahren, was es heißt, arm sein. Am meisten bedauere ich, daß ich kein Geld habe, um einen Katecheten anzustellen. Doch ich will nicht klagen, will mich vielmehr auf den neuen Altar freuen, der bald kommen soll, und baue im übrigen auf Gottes Vorsehung, auf die Fürbitte des heiligen Joseph und des heiligen Antonius, und auf die Opferwilligkeit unserer geehrten Freunde und Wohltäter, die gewiß für das arme Maria-Stella auch noch ein Scherlein übrig haben. Für jede, auch die kleinste Gabe, sage ich zum voraus ein herzliches „Vergelt's Gott!“

Aus dem schwarzen Heidentum

St. Michael. — Im benachbarten Springvale wurde vor einigen Monaten ein mysteriöser Todesfall entdeckt. An einem steilen Abgrunde fand man die gräßlich verstümmelte Leiche einer alten Frau. Es fehlten mehrere Glieder, wie ein Arm, ein Fuß usw. Das Gehirn war ausgezogen, man sah Verstümmelungen an den Augen und Ohren, selbst das Mark war aus einigen Knochen und Gebeine ausgezogen. . . .

Gunde kamen mit einem abgerissenen Arm in einen Kraal. Der Hausherr erkennt die Hand als die seiner Mutter, die schon seit längerer Zeit spurlos verschwunden war! — Man wendet sich an die Polizei, ein Arzt wird zugezogen und der Fall an Ort und Stelle untersucht. Alles weist darauf hin, daß hier ein wohl überlegter Mord vorliegt. Ein Unglück, etwa ein Sturz aus der Höhe, ist ausgeschlossen, den man fand die Leiche unter einem überhängenden Felsen und zwar an einem Orte, wohin kaum ein junger kräftiger Mann

klettern konnte. Dazu die auffallenden Verstümmelungen gerade an den Hauptorganen. Der Volksmund spricht allgemein von dem Vorfalle als von der Tat eines heidnischen Zauberers, der sich für sein schwarzes Handwerk abergläubische Medizinen verschaffen wollte.

In welche tiefe Nacht läßt so ein Blick uns schauen! Was ist es doch Schreckliches um das nackte Heidentum, zumal in der grausen Form, in der es uns bei den schwarzen Völkern entgegentritt! Und umgekehrt, welche unermeßlichen Segen bietet da der wahre Glaube und die christliche Kultur, welche solche Dinge einfach unmöglich machen! —

P. Erasmus Hörner, R. M. M.

In der afrikanischen Sonnenhitze.

Vom Hochw. P. Solanus Peterel, R. M. M.

St. Bernard. — Es war am 12. Dezember v. J., also im afrikanischen Hochsommer, als ich in Begleitung meines schwarzen Katecheten mehrere schwerkranke Heiden aufsuchte. Vor längerer Zeit war nämlich von der Hafenstadt Durban aus eine ansteckende Krankheit in die Lokation (ein von der englischen Regierung den Schwarzen reserviertes Gebiet) eingeschleppt worden, die sich in heftigen Kopfschmerzen äußerte, mit Blutabgang verbunden war und meistens mit dem Tode endete.

Weil das Terrain in der Lokation sehr gebirgig ist, sodaß die Pferde auf den schmalen, steinigten Fußpfaden leicht Schaden nehmen können, gingen wir zu Fuß, zumal wir beide gute Fußgänger sind, wenig schwitzen und gesunde Lungen haben. Ich steckte mein Brevier und etwas Brot in die Tasche, hängte diese dem Katecheten um und marschierte dann, einen kräftigen Stod in der Hand, mutig drauf los. Die afrikanische Sonne brannte schon in aller Frühe glühend heiß, doch wir achteten wenig darauf. Habe ich doch während der zwanzig Jahre, seit ich in der Mariannhiller Mission bin, schon manch' heißen Tag erlebt und bin noch immer gesund und wohlbehalten nach Hause gekommen. Daß es heute anders kommen sollte, wäre mir im Traume nicht eingefallen.

Nach zweistündigem Marsch kamen wir zu den ersten Kranken. Ich fragte nach ihrem Befinden und lenkte sodann das Gespräch allmählich aufs geistige Gebiet über, auf die unsterbliche Seele, die Sünde und deren Folgen, auf unsern gemeinsamen Erlöser, auf Bekehrung und Taufe. Da die Kranken abgeschlossen leben müssen, hielt ich es nicht für ratsam, in die verseuchten Kraale hineinzuschlüpfen, um nicht etwa so und so viele Bazillen mit nach Hause zu nehmen und die eigene Missionsstation anzustecken. Ich zog es vielmehr vor, trotz der abnormen Sonnenhitze vor dem Kraaleingang stehen zu bleiben und von hier aus den Religionsunterricht zu erteilen. Auch auf das Sitzkloßchen, das in jedem Heidentraal zu finden ist, wollte ich aus naheliegenden Gründen verzichten. So tat ich bei allen Hütten, in denen sich Kranke befanden. Ihre Zahl war über Erwarten groß, und um von einem Kraal zum anderen zu gelangen, mußte bei dieser schauerhaften Hitze und unter totaler Windstille immer wieder ein Tal durchquert und ein neuer Berg erstiegen werden.

Zuletzt kamen wir zu einem Kraal, in dem sich drei Kranke befanden. Einer davon, ein junger, mit einer Protestantin verheirateter Heide, war dem Tode schon sehr nahe. Ich machte mich daher an diesen, während mein Katechet die beiden anderen zu gewinnen suchte. Der junge Mann war nicht hart und hätte gerne in den Empfang der hl. Taufe eingewilligt, doch sein böses Weib